

Gastbeitrag

Das duale Studium braucht klare Mindeststandards

Das duale Studium erfreut sich bei Hochschulen, Unternehmen und Studierenden einer wachsenden Beliebtheit. Zugleich birgt die immer größere Vielfalt an dualen Studiengängen die Gefahr eines Qualitätsverlustes. Denn nicht alle Studiengänge, die unter diesem Label firmieren, können tatsächlich eine enge Verzahnung von Theorie und Praxis – und damit einen didaktischen Mehrwert gegenüber „klassischen“ Studienformen – gewährleisten.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens gold'ner Baum.“ Mit diesen Worten weist Mephisto in Goethes Faust seinen Schüler auf die Unzulänglichkeit eines nur theoretischen Wissens hin. Just dieser Gedanke stand auch Pate bei der Gründung der zahlreichen dualen Studiengänge, die insbesondere in den letzten Jahren deutschlandweit aus der Taufe gehoben wurden.

Mit dem dualen Studium, so die Idee, soll ein altbekanntes Defizit klassischer Studiengänge behoben werden. Denn Letztere vermitteln zwar den für das spätere Arbeitsleben erforderlichen Grundstock an theoretischem Wissen. Sie erweisen sich jedoch als unzureichend, wenn es gilt, die Studierenden auf die tatsächlichen alltagspraktischen Herausforderungen des Berufslebens vorzubereiten – angefangen von den sozialen und kommunikativen Kompetenzen bis hin zur Fähigkeit, vorhandenes Wissen auf neue Probleme anzuwenden. Daher spricht vieles dafür, diese Dimension bereits in der Studienzeit systematischer zu verankern.

Auf diesem Grundgedanken, der sich in Deutschland bereits im System der dualen Ausbildung bewährt hat, beruht die Idee, in akademische Bildungsgänge verschiedene Formen der Praxiserfahrung einzubeziehen, zum Beispiel verpflichtende Vor- und Fachpraktika, Praxissemester,

aber auch die Möglichkeit, im Betrieb als Werksstudentin oder –student tätig zu sein. Am konsequentesten jedoch wird dieser Ansatz im dualen Studium umgesetzt.

Zahl der dualen Studiengänge hat sich seit 2004 verdoppelt

Es begann mit einem Modellversuch in Baden-Württemberg Anfang der 1970er Jahre. Er bestand in der systematischen Verbindung eines dreijährigen Studiums mit Praktika in einem Unternehmen mit jeweils dreimonatigem Wechsel zwischen Theorie und Praxis. Seither hat das duale Studium einen kräftigen Aufschwung erfahren. Es ist seit Jahren die am schnellsten wachsende Studienform in Deutschland und wird dies vermutlich auch weiterhin bleiben.

Seit dem Jahr 2004 hat sich die Zahl der dualen Studiengänge für die Erstausbildung auf mittlerweile über 1.000 verdoppelt, wie aktuelle Zahlen des Bundesinstituts für Berufsbildung zeigen. Die Zahl der angebotenen Studienplätze stieg auf mehr als 64.358 an (Stand: Ende April 2013). Gemessen an den derzeit rund 2,6 Millionen Studierenden insgesamt ist das zwar nur ein Anteil von zweieinhalb Prozent. Aber die Entwicklung ist nach wie vor sehr dynamisch.





Die Bundesländer mit den meisten dualen Studienangeboten waren im Jahr 2013 Baden-Württemberg mit 245 und Nordrhein-Westfalen mit 183 dualen Studiengängen, gefolgt von Bayern mit 172. Auch die Anzahl der kooperierenden Unternehmen steigt stetig an. So beteiligten sich im Jahr 2013 fast 40.000 Unternehmen, was das große Interesse der Wirtschaft an dieser Studienform eindrucksvoll belegt.

Duale Studienabsolventen schneiden aus Sicht der Unternehmen in vielen Punkten besser ab

Die Unternehmen offerieren duale Studiengänge, um Abiturienten früh an sich zu binden und direkt auf die unternehmensspezifischen Aufgaben vorzubereiten. In Zeiten zunehmender Fachkräfteengpässe und angesichts der Tatsache, dass Unternehmen bei den Hochschulabsolventen vor allem Praxiserfahrung und Persönlichkeit vermissen, erfreuen sich Absolventinnen und Absolventen dualer Studiengänge bei den Personalchefs einer wachsenden

Beliebtheit. Dies belegen die Ergebnisse einer Unternehmensbefragung von Franziska Kupfer aus dem Jahr 2013. Demnach übertreffen duale Studienabsolventen aus Sicht der Betriebe die Absolventen „klassischer“ Studiengänge nicht nur mit ihrem berufspraktischen Wissen, sondern auch in puncto Belastbarkeit, Leistungsbereitschaft und Organisationsfähigkeit (vgl. Abbildung auf Seite xy).

Die Abiturienten sehen im dualen Studium aufgrund der großen Praxisanteile die Chance, sich nicht nur Wissen anzueignen, sondern dieses auch direkt anwenden zu können. Neben dem damit verbundenen Motivationsschub, der größeren Abwechslung im Studium und der Aussicht, nach dem Studium vom ausbildenden Unternehmen übernommen zu werden, lockt sie vor allem die Möglichkeit, schon während des Studiums Geld zu verdienen. Die Hochschulen schließlich profitieren von Studierenden, die hoch motiviert sind, seltener ihr Studium abbrechen und zugleich Kontakte zu Unternehmen mitbringen.

Kein Wunder also, dass dieses Konzept bei Unternehmen, Hochschulen und Studierenden gleichermaßen auf wachsendes Interesse stößt. Dabei zeichnet sich das duale Studium nicht nur durch vergleichsweise geringe Abbruchquoten aus – die von Kupfer durchgeführte Unternehmensbefragung ergab eine Abbruchquote von lediglich 6,9 Prozent –, sondern auch dadurch, dass mit fast 90 Prozent ein sehr hoher Anteil der Absolventen von den ausbildenden Unternehmen übernommen wird.

Ausdifferenzierung der dualen Studiengänge nimmt zu

Die Konzeption des dualen Studiums, so wie es in Baden-Württemberg entwickelt wurde und bis heute weitgehend unverändert angeboten wird, beinhaltet eine Abfolge von Studien- und Praxiszeiten in Dreimonatsrhythmen, also in einem „Blockmodell“. Eine der wichtigsten Erweiterungen dieses Konzepts bestand darin, dass immer mehr Unternehmen seit den 1990er Jahren dazu übergegangen sind, das Studium statt mit Praktika mit einer regulären dualen Ausbildung zu kombinieren. Daher wird seit geraumer Zeit zwischen „praxisintegrierenden“ und „ausbildungsintegrierenden“ dualen Studiengängen unterschieden.

Die Übernahme des dualen Konzepts durch andere Bundesländer hat dazu geführt, dass sich die Kombination aus Hochschulstudium und Unternehmenspraxis weiter ausdifferenziert hat. Das betrifft insbesondere die zeitliche Aufteilung zwischen theoretischen und praktischen Studienphasen. So wurde an den Fachhochschulen das Modell entwickelt, dass die Studierenden während der Vorlesungszeit regulär studieren und in der vorlesungsfreien Zeit im Unternehmen sind, was letztlich eine Variante des Blockmodells darstellt. Ganz anders sieht die Abfolge im sogenannten Rotationsmodell aus, bei dem die Studierenden unterwöchig (zwei oder drei Tage) zwischen Hochschule und Unternehmen wechseln. Eine weitere, weniger häufige Verzahnungsform ist der Wechsel im Wochenrhythmus.

Schließlich haben sich mittlerweile auch „begleitende“ Modelle des dualen Studiums etabliert. Dabei sind die Studierenden gleichsam in Vollzeit im Betrieb, während die Studienphase in der Freizeit stattfindet und meist ohne jede Abstimmung mit den Inhalten der Praxisphase absolviert wird. Zudem besteht inzwischen die Möglichkeit, die Studienphase als Fernstudium abzuleisten. Eine weitere Neuerung besteht darin, dass die Praxisblöcke nicht nur in einem, sondern in mehreren Unternehmen durchgeführt werden können. Gemeinsam ist diesen Modellen, dass hier eine inhaltliche Verzahnung beider Ausbildungsphasen kaum möglich ist. Die Integration zwischen Theorie- und Praxisanteilen muss daher von den Studierenden selbst geleistet werden.

Mit der inzwischen entstandenen Vielfalt hat die zunächst sehr stringente Konzeption des dualen Studiums zunehmend an Trennschärfe verloren. Der Begriff „duales Studium“ ist immer mehr zur Sammelbezeichnung für ein unüberschaubares Feld von sehr unterschiedlichen Varianten dieser Studienform geworden. Damit ging ein Verlust an Mindeststandards und Qualitätsansprüchen einher. Diese Vielfalt erschwert es auch, generelle Lösungen für eine Reihe von Schwierigkeiten wie die vertragliche Ausgestaltung der Beschäftigungsverhältnisse, die Uneinheitlichkeit der Vergütung, die Qualitätssicherung der Praxisphasen und ihrer Betreuung durch Professoren zu finden.

Wissenschaftsrat mahnt strengere Qualitätsstandards an

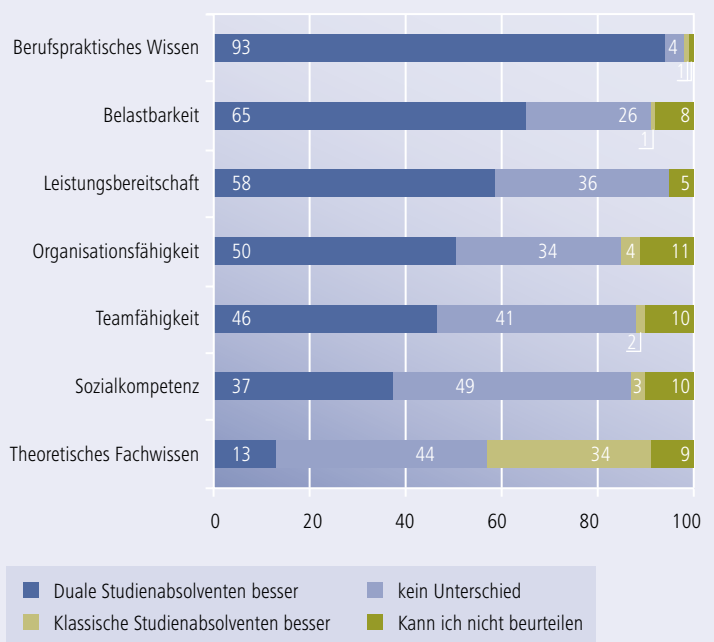
Die Entwicklung, die zu diesem „verwirrenden Gesamtbild“ geführt hat, ist auch dem Wissenschaftsrat – dem wichtigsten wissenschaftspolitischen Beratungsgremium in Deutschland – ein Dorn im Auge. Mit seinen im Herbst 2013 veröffentlichten „Empfehlungen zur Entwicklung des dualen Studiums“ verfolgt er das Ziel, die „begriffliche Unschärfe des Terminus ‚duals Studium‘“ zu beseitigen und einheitliche Qualitätsstandards zu etablieren. Die Konzeption des dualen Studiums soll also – auch zur besseren Erfassung der zahlenmäßigen Entwicklung – genauer definiert werden. Vor allem aber soll mit der Formulierung von Standards die erfolgreiche Weiterentwicklung dieses Modells unterstützt werden.

Der Wissenschaftsrat fordert insbesondere, dass die Qualität des Studiums nicht durch den hohen Anteil an

Abbildung

Kompetenzen und Fähigkeiten von Absolventinnen/Absolventen dualer oder „klassischer“ Studiengänge im Urteil der Unternehmen

in Prozent



Quelle: Kupfer 2013.

©IAB

Praxisphasen beeinträchtigt werden darf. Wie berechtigt diese Forderung ist, zeigt die eingangs zitierte Unternehmensbefragung von Franziska Kupfer. Demnach weisen duale Studienabsolventen aus Sicht der Betriebe ein geringeres theoretisches Fachwissen auf als Absolventen „klassischer“ Studiengänge (vgl. Abbildung auf Seite xy).

Die „begleitenden“ Modelle, bei denen Studium und Praxis inhaltlich und organisatorisch unabhängig voneinander durchgeführt werden, sieht der Wissenschaftsrat kritisch. Diese dürften nicht als „duales Studium“ im engeren und anspruchsvollen Sinne verstanden werden. Denn dieses zeichnet sich dadurch aus, dass es eine strukturelle und inhaltliche Verzahnung gibt, wodurch beide Anteile sich wechselseitig unterstützen und bereichern. Auch bildungspädagogische Ansätze betonen den Mehrwert einer engen Verzahnung von Studium und Praxis. Diese Ansätze sollen hier kurz dargelegt werden.

Lernen in zwei Systemen schafft didaktischen Mehrwert

Das duale Studium, so der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, soll einen „durchdachten Wechsel von theoretischen Studienanteilen an der Hochschule und Praxisphasen im Unternehmen“ bieten. Mit diesem Strukturmerkmal verbinden die Anbieter dualer Studiengänge – unabhängig von Fachrichtung und Organisationsstruktur – eine zentrale didaktische Überlegung: Zeitnahe betriebliche Einsatzphasen sollen Theorie und Praxis verbinden und die Berufsqualifizierung verbessern.

Auch wenn die Begründung für den didaktischen Mehrwert einer engen zeitlichen Kopplung von theoretischen und praktischen Studienanteilen durchaus plausibel ist, finden sich bislang kaum theoretische Analysen, die das inhaltliche Zusammenwirken der beiden Lernorte thematisieren. Allerdings bietet die Berufsbildungsforschung verschiedene theoretische Ansätze aus dem Feld der beruflichen Aus- und Weiterbildung, die geeignet sind, auch die spezifischen Vorteile dualer Studiengänge systematischer zu beleuchten.

Zum einen erleichtern duale Studiengänge den Lerntransfer. Dabei bezeichnet Lerntransfer die Aktualisierung von Gelerntem in einer realen betrieblichen Situation.

Diese Definition verweist darauf, dass zwei Prozesse in zwei Feldern stattfinden: ein Wissenserwerb in einem Lernfeld – der Hochschule – und eine Wissensanwendung in einem Funktionsfeld – dem Unternehmen.

Akademisches Lernen konzentriert sich zunächst auf den erfolgreichen Wissenserwerb an der Hochschule. Es setzt darauf, dass der Lernende von sich aus in der Lage ist, das erworbene Wissen im Betrieb oder am Arbeitsplatz situationsgerecht anzuwenden. Dass dies häufig nicht der Fall ist, zeigt beispielhaft eine 2008 erschienene Studie von Dorit Bosse und Rudolf Messner zur Lehrerbildung, welche die mangelnde Fähigkeit der Absolventen zur angemessenen Anwendung des im Studium gelernten Theoriewissens betont. Das Problem besteht darin, dass Transfer nicht allein das Abrufen von vorhandenem Wissen bedeutet. Vielmehr muss Bekanntes verallgemeinert und auf die Arbeitssituation angepasst werden. Dies gelingt leichter, wenn zwischen Lern- und Funktionsfeld eine zeitliche Nähe und strukturelle Ähnlichkeiten bestehen.

Die duale Studienkonzeption fördert den Transfererfolg, indem sie betriebliche Praxisphasen zeitnah ins Studium integriert. Dies gilt insbesondere, wenn sich die Studierenden mit betrieblichen Aufgaben befassen, auf die das im Studium erworbene Modellwissen situationsbezogen angepasst werden kann – etwa bei komplexen Aufgaben mit regelgeleiteter Lösungsfindung.

Zum anderen befördern duale Studiengänge den Aufbau von Erfahrungswissen. Hierzu sollte man sich zunächst den Unterschied zwischen explizitem und implizitem Wissen vergegenwärtigen. Explizites Wissen ist theoretisch-systematisches Wissen, das in Modelle gebracht und kommuniziert werden kann. Implizites Wissen ist Erfahrungswissen, das sich im Handeln zeigt und nur sehr begrenzt verbalisierbar ist. Die beiden Wissensformen sind gegensätzlich, aber komplementär, sie ergänzen sich also zu einem Ganzen – der beruflichen Handlungsfähigkeit.

Explizites Wissen wird hierfür meist als weniger relevant angesehen, es ist allerdings didaktisch besser zugänglich. Implizites Wissen ist bedeutsamer für die Bewältigung konkreter beruflicher Aufgaben, verwehrt sich aber seminaristischem Lernen. Die Vermittlung impliziten Wis-

sens ist deshalb in der Hochschule nur sehr bedingt möglich. Dies verweist auf den Lernort Betrieb beziehungsweise auf das arbeitsplatznahe Lernen. Hier müssen fachliche Entscheidungen unter Unsicherheit getroffen werden, es besteht die Möglichkeit des Vormachens und Korrigierens, und es findet eine Einbindung in eine Expertenkultur statt. Aus wissenstheoretischer Perspektive ist daher der Lernort Betrieb besonders geeignet, um bereits während des Studiums eine spezifische berufsrelevante Wissensform aufzubauen, nämlich erfahrungsbasiertes Wissen.

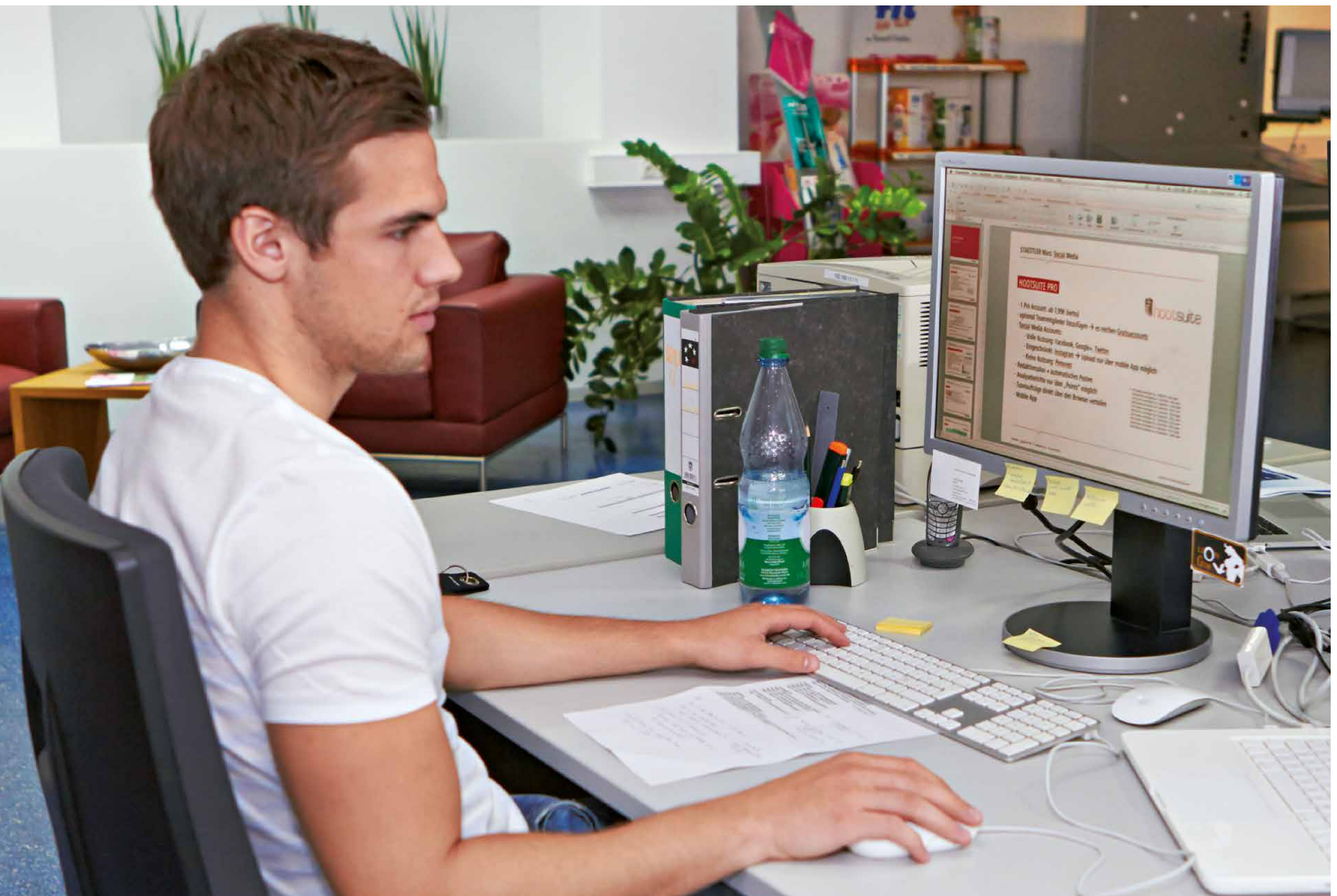
Über duale Studiengänge kann neues Wissen betriebsnah generiert werden

Schließlich kann über duale Studiengänge neues Wissen betriebsnah generiert werden. Der theoretische Ausgangspunkt für diese Überlegung ist ein von Reinhard Bader und Martina Müller entwickeltes Kompetenzstrukturmodell, das

vereinfacht gesprochen zwischen Fach-, Methoden-, Sozial- und Personalkompetenz als den wesentlichen Bestandteilen beruflicher Handlungskompetenz unterscheidet.

Methodenkompetenz meint die Fähigkeit, neues Wissen unter Anwendung von forschungsnahen Techniken selbstständig zu erschließen. Dazu gehört es beispielsweise, Fragestellungen zu identifizieren und Informationen zu beschaffen, zu strukturieren und zu interpretieren. Methodenkompetenz wird vor allem in der Hochschule angelegt, sie versteht sich als die Fähigkeit, Wissen zur Lösung neuer Probleme zu generieren. Der Betrieb bietet jedoch ebenfalls die Möglichkeit, Methodenkompetenz aufzubauen, etwa über die Mitarbeit an Entwicklungs- und Forschungsprojekten. Er ist nicht nur der Ort, an dem Bekanntes angewandt wird, sondern er kann auch zum Studienort werden, an dem neues, gegebenenfalls sogar generalisierbares Wissen erzeugt werden kann.





Die drei genannten Ansätze liefern mithin Hinweise auf die besonderen Potenziale von dualen Studiengängen, die sich durch die Integration der betrieblichen Praxis in das Studium ergeben. Fachtheorien können an konkreten beruflichen Situationen ausgerichtet, individuelles Erfahrungswissen aufgebaut, und neues Wissen betriebsnah generiert werden. Das Lernen in zwei Systemen schafft insofern einen erkennbaren didaktischen Mehrwert.

All dies unterstreicht die Berechtigung des Vorschlags, die Bezeichnung „duales Studium“ den ausbildungs- und praxisintegrierenden Studiengängen vorzubehalten, um so deren besondere Qualitätsmerkmale zu herauszustellen. Umgekehrt folgt daraus, dass die lediglich „begleitenden“ Formen, die diesen Qualitätsstandards nicht genügen, kein duales Studium im eigentlichen Sinn darstellen und daher auch nicht unter diesem Label firmieren sollten.

Studienprogramme des öffentlichen Diensts gelten zu Recht als „praxisintegrierend“

Daraus folgt andererseits – gerade aufgrund der charakteristischen Typik eines solchermaßen verstandenen dualen Studiums – die Erweiterung um die Gruppe der Studienprogramme des öffentlichen Dienstes, die bislang bei der Betrachtung des dualen Studiums außer Acht gelassen werden.

Angesichts der Popularität der Bezeichnung „duales Studium“ bewerben mittlerweile auch zahlreiche Behörden ihre eigenen akademischen Qualifizierungsprogramme expressis verbis als duale Studiengänge. Das entscheidende Argument für die Berechtigung dieser Etikettierung ist, dass ganz analog zur privatwirtschaftlichen Form auch im öffentlichen Dienst ein regelmäßiger, meist in mehrmonatigen Blöcken stattfindender Wechsel zwischen den

behördeneigenen Hochschulen und den Praxiseinsätzen in den Verwaltungen stattfindet – und zwar genau im anspruchsvollen Sinne einer strukturellen und inhaltlichen Verzahnung.

Die Praxiseinsätze haben dementsprechend einen ausdrücklichen Qualifizierungscharakter und werden durch Credit Points auf die Studienleistung angerechnet. Zudem werden Aufträge aus der Studienphase in der Praxis bearbeitet und so in die akademische Phase zurückgespielt. In diesem Sinne stellen sie eindeutig „praxisintegrierende“ duale Studiengänge dar.

Fazit

Die Erfolgsgeschichte des dualen Studiums ist nicht unwesentlich darin begründet, dass die Unternehmen und Behörden einen großen Aufwand bei der Auswahl geeigneter Abiturientinnen und Abiturienten betreiben. In Tests, Auswahlgesprächen und Assessmentcentern wird nicht nur die intellektuelle Leistungsfähigkeit, sondern auch die persönliche Eignung für diese anspruchsvollen Programme

geprüft. Es steht zu vermuten, dass diese Positivauslese bestehende Defizite in der Durchführung des dualen Studiums teilweise kompensiert.

In dem Maße aber, in dem das duale Studium sein Nischendasein verlässt – was aufgrund seiner zahlreichen Vorteile zu begrüßen wäre – müssen die organisatorischen und institutionellen Weichen für eine noch engere Verzahnung von Theorie- und Praxisphasen gestellt werden.

Literatur

Bader, Reinhard; Müller, Martina (2002): Leitziel der Berufsbildung. Handlungskompetenz. Anregungen zur Ausdifferenzierung des Begriffs. In: Die berufsbildende Schule 54, Heft 6, S. 176-182.

Bosse, Dorit; Messner, Rudolf (2008): Intensivpraktikum – Wie Lehrer/innen-Können universitär angebahnt werden kann. In: Kraller, Christian; Schratz, Michael (Hg.): Wissen erwerben, Kompetenzen entwickeln. Modelle zur kompetenzorientierten Lehrerbildung, Münster, S. 53-70.

Bundesinstitut für Berufsbildung (2014): AusbildungPlus in Zahlen. Trends und Analysen.

Kupfer, Franziska (2013): Duale Studiengänge aus Sicht der Betriebe – Praxisnahes Erfolgsmodell durch Bestenauslese. In: BWP 42, S. 25-29.

Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (2011): Bildungsinvestitionen der Wirtschaft. Ausgaben für Studierende und Hochschulen.

Wissenschaftsrat (2013): Empfehlungen zur Entwicklung des dualen Studiums. Positionspapier.

Die Autoren des Gastbeitrags



Dr. Rolf Lachmann

ist Berater für akademische Berufe in der Agentur für Arbeit Köln.

Rolf.Lachmann@arbeitsagentur.de



Prof. Dr. Gerald Sailmann

ist Professor für Berufs- und Wirtschaftspädagogik an der Hochschule der Bundesagentur für Arbeit in Mannheim.

gerald.sailmann@hdba.de